SCHÖNHEIT, DIE IM VERBORGENEN BLÜHT

HAT DIE KULTUR GENUG MACHT?

I.

Hat die Kultur genug Macht? Das ist natürlich...eine rhetorische Frage. Und die erste Antwort, die uns einfällt, ist selbstverständlich ein laut abwehrendes, ein nachdrückliches und entrüstetes Nein...Kultur hat nie genug Macht. Sie zieht im Zweifel immer den kürzeren gegenüber anderen Mächten. An ihr wird zuerst gespart. Das ersieht man schon aus der internen Rangordnung der Gesellschaft. Die Kultur kommt zuletzt. In der Presse lebt sie bis heute "unter dem Strich" - bescheiden raschelnd und sich regend in jenem Blätterwerk, das man Feuilleton nennt. Im Fernsehen, im Hörfunk kommt sie lange hinter Politik, Wirtschaft, Sport. In den Tagesordnungen der Gemeinderäte und Stadtversammlungen, der Länderparlamente und des Bundestages bleibt sie meist im Hintergrund; es fällt auf, wenn sie einmal nach vorn kommt und den Bildrand füllt. Kurz, sie ist ein Aschenputtel, bestenfalls eine Schönheit, die im Verborgenen blüht; mit olympischem Prunk tritt sie nicht auf, und niemand würde sich anmaßen, von ihr zu sagen, sie sei "das Schicksal", (wie die Politik).

Ähnlich wie der Kultur geht es auch den Kulturpolitikern. Auch sie werden selten zu den Mächtigen gerechnet (obwohl Kulturpolitik manchmal ein Sprungbrett zur Macht sein kann; man denke an Johannes Rau, Bernhard Vogel, Klaus von Dohnanyi). Es gab Zeiten, in denen Kulturpolitiker bekannt, ja populär waren; zu den Mächtigen gehörten sie auch damals nicht. Heute kommt zu der Ohnmacht meist noch die Unpopularität hinzu. Seufzend schaut der gebeutelte Kulturpolitiker zu anderen Ressorts hin, die sich einer gußeisernen Gesundheit erfreuen - zum Beispiel Finanzministerien. Finanzminister können im Zweifel nichts falsch machen: in Krisenzeiten sind sie sparsame Hausväter; in fetten Jahren haben sie die Spendierhosen an. Beim Kulturpolitiker ist es umgekehrt - hat er genug Geld, darf er nicht damit auftrumpfen; hat er zuwenig, lobt niemand seine Sparsamkeit. Der Kulturpolitiker hat wenig Instrumente zur Verfügung, er kann nicht Diskontsätze herauf- oder heruntersetzen, nicht Konjunkturprogramme auflegen, nicht Haushalte aus- und abgleichen, Polizei einsetzen oder Truppen marschieren lassen. Seine Aufgabe ist bescheidener - das Zeitklima so zu beeinflussen, daß die Kultur eine Chance erhält. Das braucht Zeit und ist so mühsam wie die häusliche Pflege; kurzfristige Profilierung ist da kaum möglich, weshalb um das Ressort (zumindest im Augenblick) kein großes Gedränge ist.

Herrscht also Einigkeit bezüglich der Diagnose, sind alle davon überzeugt, daß die Kultur nicht genug Macht hat, so stellt sich die zweite Frage: wie wird sie mächtig? Da schlagen wir am besten beim alten und immer noch unübertroffenen Jacob Burckhardt nach. In seinen "Weltgeschichtlichen Betrachtungen" (II,3; III,1,2,4) hat er der Kultur in ihrem Verhältnis zu Staat und Religion nachdenkliche und feinsinnige Betrachtungen gewidmet. Sie kann sehr mächtig werden, wenn sie sich einer der beiden Lebensmächte - oder beider - dienstbar macht; Beispiele hierfür sind für Burckhardt das antike Rom, das die Kulturen des Altertums sammelte, rettete, umgestaltete, überlieferungsfähig machte; oder Systeme wie Byzanz und der Islam, in denen die Kultur mit Staat und Religion nahezu identisch wurde und eine ungeheure faktische Geltungskraft entfaltete. Freilich, die Kultur bezahlt solche Steigerung ihrer Macht mit Einbußen ihrer Freiheit - sie verliert eben das, was ihre Eigenart ausmacht: alles zu sammeln und zu vereinigen, was spontan geschieht und keine Zwangsgeltung für sich in Anspruch nimmt. Sie verliert auch jene Unabhängigkeit von Staat und Religion, die ihr die Fähigkeit gibt zur Kritik und zur Distanz. Damit aber verliert sie das ihr Eigentümliche und Wesentliche; denn dieses liegt eben darin, daß die Kultur "unaufhörlich modifizierend und zersetzend" - jawohl, zersetzend! - "auf die beiden stabilen Lebenseinrichtungen ein(wirkt)", daß sie so etwas ist wie "die Kritik der beiden, die Uhr, welche die Stunde verrät, da in jenen Form und Sache sich nicht mehr decken".

Eine bemerkenswerte Sicht der Dinge! Sie wird bestätigt durch die Erfahrungen unseres Jahrhunderts. Zwischen 1914 und 1989 hat es nicht an Künstlern, Wissenschaftlern, Intellektuellen gefehlt, die durch den Staat, die Politik, durch die neuen politischen Religionen des Kommunismus, Faschismus, Nationalsozialismus mächtig zu werden trachteten (oder doch mächtiger, als sie allein durch literarische und künstlerische Berühmtheit waren), die lange Reihe reicht von Majakowski bis Marinetti, von Pound bis Hamsun, von Neruda bis Aragon und vielen vielen anderen.

Aus gutgemeintem Eifer oder aus Machtdurst wurden sie zu Kurtisanen der Macht. Angesichts dieser Reihe dürfte sich unser Wunsch, die Kultur mächtiger zu sehen, doch ein wenig abkühlen; jedenfalls: politische Verstärkung scheint nicht das richtige Mittel dafür zu sein.

Subtiler ist der andere Weg, den vor allem die amerikanische Kultur in unserem Jahrhundert gegangen ist und für den so verschiedene Erscheinungen stehen wie Folk Song, Musical, Country Music, Fotorealismus, Pop-art, Hollywood, Disneyland, George Gershwin, Edward Kienholz, Andy Warhol. Es ist der Weg nicht zu den Mächtigen des Staates, wohl aber zu den Mächten der Gesellschaft: zur Warenwelt, zum Massengeschmack, zur Kultur des melting-pot - zu demokratischen Mehrheiten also, zu dem, was medial in alle Haushalte zu transportieren ist. Ich rede von diesem Versuch weiß Gott nicht geringschätzig, eher bewundernd - ein Mann wie Thornton Wilder hat dieser "Kultur für alle" in *Our little town* ein Denkmal gesetzt. Ein wenig von der Utopie eines universellen demokratischen Athen oder Florenz steckt schon dahinter - die amerikanische Hoffnung, daß "aus vielem eines" wird. Aber die Probleme sind nicht zu übersehen: Was allen zugänglich sein will, das muß gemeinverständlich sein - was notwendig den Spielraum des gänzlich Neuen, Ungewohnten einschränkt; und Kultur als bloßes Angebot, ohne normative Stützung durch Traditionen, verfällt leicht, entwickelt keine dauerhafte Form. Die Annäherung der Kultur an die Warenwelt hat ihre spezifischen Risiken. Ich gestehe immerhin, daß sie mir geringer erscheinen als die Risiken einer universellen politischen Dienstbarkeit der Künste.

So bleibt der dritte Weg: Kultur muß aus sich selbst "mächtig" werden. Negativ heißt das: "Autonomie der Kultur". Sie muß ihr eigenes Lied singen, nicht das der anderen. Positiv heißt das: Kultur muß eine eigenständige Stellung in der Gesellschaft erringen, sie muß so mächtig werden, daß niemand an ihr vorbei- und über sie hinweggehen kann. Jacob Burckhardt hat das am Beispiel Athens dargestellt. Im Unterschied zu Rom dominierte in Athen die Kultur über Politik und Religion (Christian Meier hat diese Perspektive kürzlich in seinem Athen-Buch erneuert).

Ähnliches geschah Jahrhunderte später in der Renaissance. Von Michelangelo hat der Maler Klaus Fußmann folgendes gesagt: "Mit Michelangelo wurde die Kunst mächtig. Die Kunst des Kunstwerks wurde so unübersehbar, daß diese in ihre Eigenständigkeit eintrat. Der alte Michelangelo wurde so ehrfürchtig verehrt wie bis dahin nur Dichter und Heilige, man traute seiner Kunst verändernde Wirkung zu. Der Handwerker Michelangelo, der Bildhauer-Maler-Architekt, übersprang den mittelalterlichen Titel des 'Meisters' und erhielt die Aura des Genies. Das war eine ganz auf sein Werk, nicht auf seine Person bezogene Verehrung. Mit ihm betritt, nach der Antike, zum ersten Mal wieder das künstlerische Genie die Szene: der berühmte Künstler. Damit verbunden war eine enorme Erwartungshaltung an die Kunst" (FAZ vom 15.04.1995).

Nun haben wir heute keine Michelangelos mehr - und auch kein Athen, nicht einmal Spree-Athen oder Isar-Athen...Die Lage ist also erheblich schwieriger als im Altertum und in der frühen Neuzeit. Zu den Entstehungsbedingungen von Kultur gehört ja zweierlei: erstens jene Tauschplätze des Geistes, wo sich verwandte Begabungen treffen und vereinigen können, zweitens, eine gemeinsame Sprache (man kann auch sagen: Empfindung, Mentalität), in der sie ihren Dialog führen. Solche Ballungen und Bündelungen künstlerischer Absichten und Strebungen, die dann eine Wirkung, einen Stil entwickeln, fehlen in unserer gegenwärtigen Welt fast gänzlich. Alles ist viel diffuser als früher, es gibt wenig Meister und wenig Schulen, wenig Verbindlichkeit. Also wird Kultur der Unterstützung des Staates bedürfen; also wird der Staat Kunstförderer, öffentlicher Mäzen sein und bleiben müssen.

Kunstförderer und nicht Kunstrichter, wie ich betonen möchte; denn bezüglich der Zwecke und Ziele, der Inhalte und Formen der Kultur sollte er sich zurückhalten. Und für die Kultur sollte gelten, daß sie auch in dürftigen Zeiten sich nicht alles vom Staat schenken lassen sollte. Der Staat sollte ihr über die Hürden helfen. Aber Politik sollte nicht die Krücke sein, an der die Kultur sich dahinschleppt. Ehe sie nach Brot geht, sollte sie den aufrechten Gang lernen.

II.

Nun zu den spezifischen deutschen Ausgangslagen und Gegebenheiten. Sie sind bis heute beherrscht von jenem (wie ich meine: falschen) Antagonismus zwischen "Geist" und "Politik", der ein Erbe unserer komplizierten jüngeren Geschichte ist. Ich betone: unserer jüngeren Geschichte.

Im älteren Deutschland gab es nämlich jene spätere pathetische Entgegensetzung von Geist und Politik noch nicht. Dichter, Musiker, Künstler lebten mit dem Gemeinwesen in leidlichem Einvernehmen und dieses mit ihnen. Das bezeugen nicht nur die zahlreichen Schultheißen, Ratsherren und Bürgermeister unter den Poeten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts (man denke an Grimmelshausen, Gryphius, Hofmannswaldau, Brockes!); das zeigt auch die weit zurückgehende Übung der Dichterkrönungen am Kaiserhof seit Karl VI. So zeichnet Friedrich III. 1487 Conrad Celtis aus, Maximilian I. krönt im Reformationsjahr 1517 Ulrich von Hutten; Ferdinand II. gibt sich 1625 die Ehre mit Martin Opitz, Ferdinand III. 1644 mit Johann Rist ("O Ewigkeit, du Donnerwort"). Später verliert dieser Brauch an Bedeutung, geht an die kaiserlichen Hofpfalzgrafen über - und zu später Stunde an Gottsched als Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig. Doch inzwischen sind in Deutschland viele kleine Musenhöfe entstanden, die ihre Dichter, ihre Gelehrten hegen - und daneben arbeiten Fruchtbringende Gesellschaften, Kürbischütten, Nürnberger Trichter als bürgerliche Zusammenschlüsse am Werk der Sprachreinigung und Sprachpflege. Zu später Stunde verkörpern Dichter-Politiker, Politiker-Publizisten wie Möser und Rehberg, später Gentz und Görres jenen älteren Zusammenhang von Literatur und Politik. Von heftigen Reibungen zwischen Geist und Macht kann da noch nicht die Rede sein - höchstens, daß ein Verächter der deutschen Sprache wie König Friedrich II. von Preußen sich abfällig über die jetzt hervortretende deutsche Nationalliteratur äußert (ein Urteil, das dann Justus Möser souverän zurechtrückt).

Dann versinkt das Alte Reich, längst brüchig, im Strudel der napoleonischen Kriege; es dauert über sechzig Jahre, bis ein neues Reich - aus "Blut und Eisen" - entsteht. Deutschland hat nach 1806 keine Hauptstadt mehr und keine sicheren Grenzen. Der im Wiener Kongreß geschaffene Deutsche Bund kann wegen der Rivalität der Großmächte Österreich und Preußen nur ein Notdach sein. So hat die Welt, wenn von Deutschland die Rede ist, vor allem die Wiener Musiker, die Weimarer Dichter, die Tübinger, Jenenser, Berliner Philosophen im Auge - und auch die Deutschen selbst, politisch zersplittert wie sie sind, empfinden ihre Kultur und Sprache als das einzige einigende Band. Das versunkene Reich lebt fort im Reich des Geistes und der Kunst. Der Mantel der Kultur muß das fehlende Staatsgewand ersetzen. Statt des Machtstaats erwächst den Deutschen die Kulturnation.

Das war gewiß beeindruckend - Schiller sah darin sogar "Deutschlands Größe", die er abhob vom Schwert- und Kriegsruhm der "Franken und Briten": "... in das Geisterreich zu dringen / Vorurteile zu besiegen / Männlich mit dem Wahn zu kriegen", darin lag für ihn der Auftrag, die Auszeichnung der Deutschen. Doch der Preis war hoch: allzuleicht wurde in den folgenden Jahrzehnten das Reich des Geistes zum Alibi, zum Ersatz für die ausgebliebene politische Emanzipation. Schon Madame de Staël, als sie im Herbst 1803 Deutschland bereiste, stellte mit Verwunderung fest, daß die Deutschen "die größte Gedanken Kühnheit mit dem untertänigsten Charakter vereinen". "Die Gebildeten Deutschlands", schrieb sie, "machen einander mit größter Lebhaftigkeit das Gebiet der Theorien streitig und dulden in diesem Bereich keine Fessel, ziemlich gern aber überlassen sie dafür den irdischen Machthabern die ganze Wirklichkeit des Lebens. Diese Wirklichkeit, die sie so gering schätzen, findet jedoch Besitzer, die dann Störung und Zwang selbst im Reich der Phantasie verbreiten" (De l'Allemagne, ed. Jean de Pange, t.I, 1958, S. 61 ff.).

Bedenkenswerte Sätze - und manchmal meine ich heute, im Jahr 1995, es hätte sich bei uns nicht viel geändert. Seit unserer klassischen Epoche unterliegt die Politik in Deutschland einem doppelten Verdikt: einem moralischen und einem ästhetischen. Politik verdirbt den Charakter, so heißt der eine Vorwurf. Politik ist schmutzig, so heißt der andere. Gewiß, das sind Schildbürgerparolen. Aber sie können sich doch auf eine ehrwürdige Tradition und auf illustre Geister berufen, auf Kant, auf Schiller, auf viele andere. Kant errichtete den Areopag der Moral so hoch in den Lüften, daß der Geist spielend über die Wirklichkeit triumphieren konnte - freilich, auch die Politik kam unter den hochgetürmten Prinzipien zu ebener Erde gut durch. Und Schiller, ein besserer Kenner der politischen Zusammenhänge, resignierte am Ende vor den Ansprüchen und Entscheidungszwängen der Politik, flüchtete sich aus "des Lebens Drang" in "des Herzens heilig stille Räume": "Freiheit ist nur in dem Reich der Träume / Und das Schöne blüht nur im Gesang" (Der Antritt des neuen Jahrhunderts, 1802). Wundert es dann, daß die Politik - buchstäblich von der Moral und vom Schönen verlassen - häßlich und unansehnlich wurde, daß sie oft genug in Deutschland zu einem ultrakonkreten, zynischen Realismus verkam, daß der unpolitischen Staatsfremdheit des Geistes eine ebenso unpolitische und gefährliche Machtanbetung antwortete?

Die Spuren der Vergangenheit sind im heutigen Deutschland an vielen Stellen sichtbar. Der Druck der Tradition ist groß. Auf der einen Seite - oft - ein luft- und lichtloser politischer Betrieb, beherrscht von amüsischen Managern und Karrieristen; Institutionen von geringer Beweglichkeit; politische Establishments mit Zementfüßen; eine Atmosphäre, in der Eigensinn und Wichtigtuerei gedeihen, in der es an spontanen Regungen, an Witz und Selbstverleugnung fehlt. Auf der anderen Seite - oft - ein Geist, der sich als Gegeninstanz zur Politik versteht und ins Gewand der Moral hüllt: mit großem Faltenwurf, aber geringer sachlicher Zurüstung, überheblich und hyperkritisch, ohne Bereitschaft zur Mitverantwortung - im Grund auch heute noch ein Bild jener "tiefen Politiklosigkeit", die Thomas Mann in der Weimarer Republik an den deutschen geistesbürgerlichen Überlieferungen beklagte. So ziehen sich beide Seiten auf sich selbst zurück, kennen einander nicht, stehen nicht füreinander ein. Zumindest ein Teil der Politik sucht ohne die (zugegebenermaßen oft lästigen) Einsprüche der Intellektuellen auszukommen; zumindest für einen Teil des Geistes (ich fürchte für einen nicht ganz kleinen!) ist politisch Lied nach wie vor ein garstig Lied, ist das zoon politikon - wie Gottfried Benn sich auszudrücken pflegte - eine "Balkanidee". Auch wo sich Intellektuelle mit der Politik auseinandersetzen, dringen sie oft nicht ins Innere vor. Sie bleiben draußen; man hat manchmal den Eindruck: sie freuen sich fast, wenn sie bei ihren kritischen Gängen plötzlich vor der geschlossenen Tür der Staatsaktionen stehen. Denn dann beginnt des unpolitischen Deutschen liebstes Geschäft: der Blick durchs Schlüsselloch, die lustvolle Enthüllung der Laster der Regierenden - der Stern- und Spiegelblick auf die politische Szene, der Voyeurismus, verklärt zur staatsbürgerlichen Pflicht. Auch das gehört zu den Hinterlassenschaften des Obrigkeitsstaates: statt Bürgerstolz und unabhängiger Meinung Voyeurs-Moral und Kammerdienerperspektive.

Dabei könnten beide, Geist und Politik, bei einiger Selbstkritik und Selbstironie durchaus voneinander lernen. Sie müßten sich dazu keineswegs um den Hals fallen, sie müßten nicht einmal - mit dem Evangelischen Kirchentag zu sprechen - "einander annehmen"; es genügte schon die Bereitschaft, freier aufeinander zu blicken, selbstbewußter einander gegenüberzutreten. Nicht auf Verschmelzung, auf Kooperation käme es an - und die setzt Arbeitsteilung und Klarheit über Zuständigkeiten voraus. Kultur kann Politik nicht ersetzen, die Kulturnation kann nicht an die Stelle der Staatsnation treten. Der Staat ist mehr als ein Reich der Einbildungskraft. Aber weil "alle absolute Tätigkeit ... zuletzt bankrott" macht (Goethe), braucht die Politik die kritische Begleitung von Sprache, Intellekt, Kultur - braucht sie die Wissenschaftler, Künstler, Intellektuellen.

Ob wir es noch erleben werden, daß zwischen "Politik" und "Geist" ein wenig Neugier, ein wenig Lust am Kennenlernen, ein wenig nachsichtiges Verständnis entsteht? Daß sich die einen für die anderen zu interessieren beginnen? Daß Politiker (wenigstens einzelne) ein literarisches Deutsch sprechen und schreiben - und daß Intellektuelle sich nicht zu schade sind für die Übernahme politischer Ämter? Es wäre ein Stück notwendiger Korrektur deutscher Sonderwege, eine Annäherung an demokratische Selbstverständlichkeiten in unseren Nachbarländern - und es würde, dessen bin ich sicher, dem Geist ebenso zugutekommen wie der Politik.

Hans Maier

Der Autor

Hans Maier ist Professor am Seminar für christliche Weltanschauung des Instituts für Philosophie der Universität München.

Dieser und der folgende Beitrag wurden als Vortrag gehalten auf dem Symposium "Geist und Macht", das im Juni 1995 innerhalb des "Kissinger Sommer" in Bad Kissingen stattfand. VIA REGIA veröffentlichte schon im vorigen Heft Beiträge des Symposiums.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 30/31 1995, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>